

Nr. 63. Bromberg, den 16. März 1930.

Die Clari-Marie.

Roman von Ernst Zahn.

(4. Fortsetzung.)

Die Claudi sprach zuerst wieder. Sie schaute wiederum dort hinaus, wo hinter der Kirche vom Isengrund nur blaue, sonnenzitternde Luft war.

„Dort sind Städte, sagt der Vater", hob sie an; dabei wies die rauhe Hand in die Blauluft hinaus.

Der Jaun murrte etwas, das ein Ja oder ein Nein sein konnte.

„Um in einer Stadt zu leben, braucht einer nicht stark zu sein", sagte die Claudi, und nach einer Pause, während der der andere sein Vorsichhinstaunen nicht ließ, „du, — wolltest nicht in einer Stadt sein, du?"

„Doch", sagte er da, dann war es, als lebe er auf. „Der Lehrer, weißt, der Tresch", sagte er halb obenhin, halb wärmer werdend, „der hat in der Stadt gelernt. Ein Lehrer — so einer wie der Tresch möchte ich schon werden in einer Stadt."

„Du darfst aber nicht, gelt?"

„Nein!" Er schnaufte, und beim Schnaufen zitterte ein Seufzen mit.

„Wegen der Clari-Marie, gelt?"

Darauf antwortete er nicht.

„Das geschwätzige Kind fragte weiter: „Ist sie eine Böse, gelt?"

Aber er wendete sich, ohne Bescheid zu geben ab, stand auf und stieg den Ziegen nach.

Das braune kleine Ding saß noch eine Weile blinzelnd in der Sonne, ein sonderbares Häuflein Menschenleib, die Brust zusammengeschoben, den Rücken hoch, den Hals kurz. Das Gesicht war rund. Die braunen Haare, die eine rohe, braunrote Schnur von der Stirn zurückhielt, fielen mit den sich leicht ringelnden Spitzen weich auf den verwachsenen Rücken. Nase und Mund waren zierlich und klein, die Stirn stand vor, darum lagen die Augen, über denen die Brauen ebenmäßig hingezeichnet standen, tief im Kopf. Sie blickten scheu und doch neugierig, traurig und doch keck, klug aber vor allem.

„Claudi!" kam der langgezogene Schrei einer Männerstimme hoch aus dem Walde herab. Da krabbelte das Kind sich auf die nackten, erdbraunen Füße, hockte sich das Reisigbündel auf, jauchzte ein „Ja—a" hinauf in den Wald und stieg in der Richtung davon, aus der der Ruf geklungen hatte.

Jaun, der Bub, trat aus den Waldstämmen, als die Claudi weit rechts von ihm darunter verschwand. Er ging an die Stelle zurück, wo er vorher gesessen, streckte die dürren Glieder und sann, sann über die Städte, die talzu im Blauen lagen, und daß es dort besser wäre als unter den Steinen im Isengrund. Und als er an dem Tag heim kam, sagte die Cille ihm das Große und Neue an:

„Nach der Stadt kommst jetzt, Bub, nach St. Felix. Der Herr will dich nehmen, der Apotheker."

5.

Das war am Vorabend, ehe Jaun, der Bub, vom Isengrund fort sollte nach der Stadt. Die Cille kam aus seiner Kammer und hatte seine Habseligkeiten in eine Kiste gepackt, sie war bleich, erregt; es mochte vom vielen Bücken sein. Auch plagte sie Unruhe; denn sie ging aus der Stube in die Küche, aus der Küche wieder in die Stube, und so hin und her, und nirgends hatte sie groß Arbeit. Zweimal lief sie noch gegen die Werkstatt hinüber, wo die Clari-Marie mit dem Töni an der Arbeit stand, kehrte aber halben Weges wieder um, als reue sie etwas. Beim drittenmal trat sie dort auf die Schwelle.

„Was ist?" fragte die Clari-Marie; zum Zusehen kam die Cille nicht herüber. Diese winkte mit den Augen, daß der Töni nicht zu hören brauche, was sie zu sagen habe.

„Was ist denn?" fragte die andere noch einmal, ein wenig ungeduldig, trat neben die Schwester auf die Schwelle und klopfte den Staub aus dem Gewand. Die Cille drehte dem Werkstattinnern den Rücken.

„Allein kann er nicht gehen, der Bub! Es muß ihm eines hinbringen", sagte sie.

„So geh doch!" sagte die Clari-Marie.

„Willst — willst nicht —"

„Ich?" unterbrach sie die Clari-Marie, „wenn's ums Leben geht, gehe ich in die Stadt, sonst aber nicht!"

Die andre schwieg. Es schien, als verlange sie nach einem guten Wort. Endlich stammelte sie: „Er muß es recht bekommen der Bub, er hat jetzt wieder geschrieben, der Herr, er —"

„Ja, ja es wird wohl sein", sagte die Clari-Marie langsam, gleichgültig, wandte sich und ging an die Arbeit zurück.

So ging nachher die Cille und legte oben in der Kammer des Buben auch noch Kopftuch und Schirm für sich selber zurecht und stand und preßte die Hand vor die platte Brust und hatte ein Gefühl von Schwindel und Bangigkeit; viel kam auf einmal, viel für den langsamen Verstand einer, die zeitlebens im Isengrund gesessen: der Bub ging fort, und in die Stadt sollte sie, sie, die noch in keiner Eisenbahn gesessen und nicht mit Leuten umging!

Der Abend rückte weiter. Als es dunkel war und die Abendmahlzeit hinter ihnen lag, saßen alle, die Alten, der Jaun und der Töni, die Cille und die Clari-Marie, um den Tisch und beteten. Das taten sie immer, wenn just nichts zu besprechen war.

„So wollen wir noch eine Zeitlang beten", sagte die Clari-Marie immer; immer war sie es, die daran erinnerte, und dann betete sie mit ihrer tiefen, festen Stimme das „Vaterunser" und den englischen Gruß, und die andern murmelten nach. Ging einer hinten an der Haustür vorüber, konnte er es hören: eintöniges Murmeln vieler Stimmen, und immer wie ein Führer vorauseilend die eine, die der Clari-Marie, stark, ruhig, mit einem Tonfall, der nichts mit dem Leiern gemein hatte, das manchmal in der Kirche ging, wenn sie den Rosenkranz hersagten. Plötzlich und nicht wie eine, die sich schläfrig gebetet, hörte die Clari-Marie auch wieder auf. Während ihr Amen laut und kurz abbrach, erstarb das Murmeln der andern wie Wind-

wehen. Dann hob jene die zwei alten Menschen, einen nach dem andern, auf wie immer und brachte sie zu Bett, wie man Kinder schlafen legt. Just am heutigen Abend fiel ihr ein, daß sie wie für Kinder sorgte. Als sie den Vater nach der Kammer trug, sagte sie mit einer Stimme, die weicher als sonst klang:

„Habt Ihr mich auch einmal so gehalten, Ihr — Vater?"

Und der Ziegler erwachte noch einmal aus halbem Schlaf und streckte den Hals und eiferte:

„Meinen will ich es, so will ich!"

Als sie nachher aus der Nebenkammer zurückkam, hatte sich der Töni nach seiner Kammer getrollt. Jaun und die Cille saßen noch hinter dem Tisch; der Bub steckte schon in den Feiertagskleidern und erzählte der letzteren, wo er im Dorf gewesen war, um Abschied zu nehmen.

Stumm setzte sich die Clari-Marie zu ihnen; einen Augenblick sah sie vor sich nieder auf die Tischplatte, dann rückte sie näher zu den zwei andern, sprach nicht, sondern hörte nur, die Arme auf den Tisch gelegt, zu, was der Bub erzählte.

„Und der Herr Pfarrer?" fragte die Cille eben den Jaun, „was hat der gesagt?"

Der Bub zuckte die Schultern. „Glück hat er mir gewünscht wie die andern", sagte er fast ungeduldig.

Da sah ihm die Clari-Marie ins Gesicht, gerade, scharf und streng. „Daß du mir in die Kirche gehst, da unten in St. Felix", sagte sie.

Der Jaun duckte sich; er versuchte die Truttmannin wohl anzusehen, aber vor ihrem Blick senkte er scheu den seinen. „Ja, ja", sagte er.

„Es ist denn noch nicht alles, wie es sein sollte, da unten in St. Felix, in den Städten überhaupt," fuhr sie fort.

„Ja, ja", machte der Jaun; dann blickte er mit seinen versonnenen Augen einmal links herum, einmal rechts herum in der Stube und drückte die verlegenen Worte heraus: „Ins Bett gehen will ich jetzt. Es — wir — wird noch früh sein, wenn wir morgen fortgehen."

Er rückte den Stuhl und stand auf. Auch die Cille erhob sich; sie schien aufzuatmen, als sie aus der Nähe der Schwester kam.

Die Clari-Marie ließ sie gehen. Als sie schon der Tür nahe waren, kramte sie in der Rocktasche.

„Gute Nacht", sagte Jaun eben.

„So komm — da", sagte da die Clari-Marie und bot ihm etwas über den Tisch hin, etwas, in ein Stück Zeitungspapier eingewickelt.

Jaun kam ganz verlegen heran und griff zu. „Geld! Dank", sagte er, und es flog eine Röte durch sein fahles Gesicht — Geld hatte er noch keines im Besitz gehabt.

„Etwas für dich auf die Reise", sagte die Clari-Marie.

„Dank", stammelte er noch einmal und lachte, die Freude leuchtete ihm aus dem Gesicht, und die Cille trat neben ihn und beugte sich über ihn; blitzähnlich ging ein Freudenschimmer auch durch ihre herben Züge, es war, als wallte etwas in ihr.

„Schau, was für eine Gute!" sagte sie, sagte es zu dem Buben und meinte es für die Schwester; aber an die wagte sich ihr Dank nicht.

Die Clari-Marie stand auf: sie strich mit den Händen ihr Haar am Kopfe glatt, war wieder aufrecht und von kurzer Art und drehte die Lampe aus, noch ehe die beiden andern aus der Tür waren. Dann ging sie schlafen.

In der Nacht wurde sie ins Dorf gerufen, aber am Morgen, als es Tag geworden war, kam sie zurück, noch ehe die Cille und der Bub wegfertig waren. Bis unter die Haustür gab sie ihnen das Geleit.

„Ade", sagte der Jaun, der seine Siebensachen in einer Kiste auf der Rückengabel trug, und reichte ihr die Hand hin.

„Ade", sagte sie und wiederholte: „Hast gehört, geh fleißig in die Kirche da unten."

Aber der Bub hörte nur noch halb; er trottete schon vom Hause weg.

„Ade", sagte auch die Cille, knüpfte das Kopftuch fester und nahm den Schirm unter den Arm, dann schritt sie mit langen und langsamen Schritten, die ihren Körper wie den Stamm eines hohen Baumes wiegen machten, dem Buben nach.

Die Clari-Marie ging in die Stube; von einem der Fenster sah sie wegauswärts und sah den beiden nach, wie sie auszogen. Es war ein trockener Nebeltag, der Himmel war schwarzgrau, und rings ob den Bergen standen tiefblaue Linien; die Luft war still und kalt.

Trotz der frühen Stunde trat der Löwenwirt unter die Haustür, als der Jaun und die Cille vorbeischritten. „So, geht ihr jetzt? Ade!" grüßte er.

„So, ade", sagte auch ein Knecht, der ihnen ein Stück weiter drüben zwischen Dorf und Kirche begegnete. Er war der letzte vom Isengrund, den Jaun lange Jahre sah. Eine Viertelstunde später stiegen sie den Felsenweg hinab, der zum Seeufer führte.

Die Clari-Marie hob zu Hause indessen ihr Tagewerk an. Die beiden Alten holte sie aus ihrer Kammer und richtete das Morgenbrot für sie und den Gesellen, der schon in der Werkstatt an der Arbeit stand.

„Jetzt ist er fort, der Jaun", sagte der Töni, als er hereinkam.

Die Clari-Marie nickte stumm.

„Jere-ja, jere-ja", jammerte die Zieglerin, „wir werden ihn schon nicht mehr sehen, den Bub."

„Es ist, als seien viel mehr fort; ganz leer ist es im Haus", sagte der Töni wieder, der schwer kauend am Tisch saß.

Der Ziegler schoß mit dem Kopf über die Tischplatte vor; die kleinliche Giftigkeit des hohen Alters war in seinen Worten und in seiner Stimme. „Warum hast ihn gehen lassen, den Bub", eiferte er auf die Clari-Marie ein, „du willst auch alles anders, als —" Jäh brach er ab und zischelte nur noch heimlich in sich hinein.

Die Clari-Marie hatte ihn angesehen. Es war, als werde er kleiner oder verstecke sich in sein überweites Gewand, während sie den Blick auf ihm ruhen ließ. Dann sah sie der Reihe nach auch die beiden andern an. „Da hat die Cille zu befehlen", sagte sie. Aber als sie darauf hinausging, in Küche und Kammer hantierte und später in der Werkstatt mit Hand anlegte, wußte sie doch, daß sie recht hatten: es war leer im Haus, als wären viele hinausgegangen: es war nichts Junges mehr darin und — und — zu viel Überzeitiges.

Der Töni brachte darauf den ganzen Tag sein Maul nicht zu von dem Jaun; er hatte Tage, an denen er ein Waschweib war, der Töni. Die Zieglerin hatte ihre böseste Zeit, sie kam aus dem Jammern nicht heraus, und der Ziegler giftelte zwischen Rauchen und Schlafen: „Warum hat er fort müssen, der Jaun!"

Als die Clari-Marie gegen Abend fortging, nach einer Wöchnerin zu sehen, hieß sie den Töni auf die beiden Alten achthaben. Der ging bald nachher nach der Stube, einmal weil es ihm geboten war, dann auch, weil ihm die Arbeit nicht eilte, wenn die Meisterin nicht in der Nähe war. Er kam herein in seinen Schlappschuhen, nur in Hose und Hemd; nach den Alten, die am Ofen duselten, sah er erst gar nicht hin. Er nahm die Pfeife aus der Hosentasche, stopfte sie und nahm sich die Streichholzschachtel vom Gesims.

Da erwachte der Ziegler und fragte: „Ist sie fort, die Clari-Marie?" Er fragte leise und blickte scheu nach der Tür dabei.

„Ja", sagte der Töni, drehte sich um, lehnte sich an den Tisch und dampfte, dann spuckte er aus und sagte das wieder, was er zu reden den ganzen Tag nicht müde geworden war: „Ganz tot ist es im Haus, seit der Bub fort ist."

„Jere-ja, nicht recht ist es, daß sie ihn fortgelassen hat, die Clari-Marie", jammerte die Zieglerin, die sie nun auch wach hatten.

„Ja, es ist schon — die Cille hat es gewollt", warf der Töni ein.

„Aber die Clari-Marie hätte ihn können heißen dableiben", meinte der Ziegler.

Darauf der Töni: „Die redet kein Wort mehr, als sein muß."

Und der Ziegler wieder: „Ja, ja, sie — ihr tut es schon nicht weh, wenn eines fehlt!"

„Die hätte auch ein Mannsvolk werden sollen!"

Als der Töni das mit polterigem Spotten hinsagte, fiel die Zieglerin wieder ein: „Sie ist gar eine Harte, die Clari-Marie."

„Nicht einmal reden darf man, wie man will, wenn sie da ist", fügte der Ziegler an

Und sein Weib abermals: „Anpacken tut sie einen, daß es gerade weh tut!“ Das dürre Weiblein schüttelte sich wie in körperlichem Schmerz.

So häuften sie ihren kleinen Zorn in einzelnen Scheiten zu einem Stoß.

Die sie aber schmähten, die Clari-Marie, trat um die Zeit in die niedere Stube eines blutarmen welschen Taglöhnerweibes, und das fand ihre Hand weich und ihr Wesen voller Barmherzigkeit. Sie kam nicht zu früh, für die Wöchnerin nicht noch für das vier Tage alte Wurm, ihr Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Cagliostro erzählt.

Skizze von Max Geißler.

Cagliostro konnte nicht nur durch die Wände sehen und mit seinem Zauberwasser aus einem alten Mädchen ein junges Fräulein machen. Er unterhielt sich in den Nächten auch mit Karl dem Großen und Dante und traf sich mit Michel Angelo! . . . Alexander Dumas hat das ja alles wahrheitsgemäß aufgeschrieben.

Cagliostro konnte aber auch fesselnd erzählen! Darum mußte man ihn jedoch bitten, wie das Maria Antoinette und die Prinzessin Lamballe taten, die mit ihren Damen um den Wundermann herumsaßen.

„Hum“, begann Cagliostro, „da fällt mir gerade die Geschichte vom spanischen Grafen Moncade ein! Moncade war ein wahrhaft glücklicher Mensch, reich, gesund, Träger eines berühmten Namens und im Besitz einer jungen Frau. Sie galt als die Schönste im Lande und brachte ihm ein Vermögen in die Ehe, das seine Reichtümer unermeßlich machte. Leider erschien der erwartete Erbe nicht.

Verstimmt sprach der Graf darüber mit einem seiner Freunde. Der tröstete, empfahl die Befragung von Ärzten und fromme Gelübde. Er hatte aber gerade nicht viel Zeit, da er an jenem Tage einen Posten bei der Regierung in Mexiko erhalten, und mußte abreisen.

Eine Zeitlang wechselten die beiden noch Briefe, dann wurden die seltener. Es vergingen fünfundzwanzig Jahre. Der Freund lebte nun als spanischer Gesandter in Paris und — siehe da: eines Tages erhielt er ein Schreiben aus Sevilla vom Grafen Moncade.

„Teurer Freund! Erinnerst Du Dich meines Schmerzes, weil meine Ehe nicht vom tiefsten Glücke gesegnet war? Denke Dir: ein Jahr nach Deiner Abreise wurde uns ein Sohn geschenkt! Er gedieh, ward schön, klug und gut, nur ein wenig zu romantisch. Was bei dieser Veranlagung zu befürchten war, ist nun geschehen: Er verliebte sich in eine Sängerin minderer Herkunft. Daß er für sie Geld verschwendete, nahm ich nicht schwer. Aber er hat ihr auch das schriftliche Versprechen gegeben, sie zu heiraten. Das ist vor dem Gesetze verbindlich. Weil ich diese Ehe vereiteln wollte, ist er mit seiner Schönen geflohen. Sitzt jetzt in Paris! Deshalb schreib' ich Dir! Es ist nötig, die beiden dort zu suchen und das Mädchen abzufinden, etwa mit 200 000 oder 300 000 Franken — wie Du meinst! — die Du für mich auslegst. Die Hauptsache ist, daß wir das vermaledeite schriftliche Eheversprechen dafür zurück erhalten und meinen Sohn zur Heimkehr zwingen . . .“

Der Brief gab eine so genaue Beschreibung der Flüchtlinge, daß ein Fehlgriff unmöglich war.

Der Gesandte tat also seine Freundespflicht. Er setzte in Paris Detektive auf die Spur. Das Pärchen ward im Theater entdeckt und ins Hotel verfolgt. Der Gesandte, kraft seines Amtes, erhielt die Erlaubnis, unverzüglich dort einzutreten. Er klopfte an die Zimmertür: „Im Namen des Königs von Spanien und des Herrschers von Frankreich — öffnet!“

Die Tür tat sich auf.

„Graf Moncade“, sagte der Gesandte, „ich komme im Auftrage Ihres Vaters. Er verlangt Ihre Heimkehr.“

„Graf Moncade? Ich bin nicht der Graf Moncade!“

„Aber natürlich sind Sie es. Ich bin zu gut unterrichtet, Graf. Denken Sie an die Ehre Ihres Namens! Und Sie, mein Fräulein, verzichten Sie auf diese Liebe! Erkennen Sie doch den Standesunterschied! Sie lieben diesen jungen Mann, ich weiß, ich weiß. Aber seien Sie nett und bestehen Sie nicht auf der Heirat! Ich verpflichte mich, Ihnen eine Abstandssumme zu zahlen, die Ihre Zukunft sichert. Schauen Sie, da sind schon 150 000 Franken. Die gehören Ihnen, wenn . . .“

Das Mädchen sprang entsetzt auf. „Jawohl, ich liebe diesen Mann, aber ich verkaufe meine Liebe nicht, mein Herr! Auf das schriftliche Eheversprechen kommt es Ihnen an? Hier ist es!“ Dabei zog sie ein Papier aus dem Busen und warf es dem Gesandten vor die Füße.

Bewegt von soviel Größe, sagte er: „Wahrhaftig, ein hochherziges Mädchen! Sie verdienten, den Mann zu bekommen, den Sie lieben. Jedennoch . . . äh . . . erlauben Sie . . .“

„Nein, nein, ich will Ihr Geld nicht, mein Herr. Gehen Sie, gehen Sie! Und geh du auch, Geliebter! Das Leben trennt uns — unsere Liebe aber stirbt nicht! Vielleicht wird der Tag kommen . . .“

Weiter konnte sie nicht sprechen. Der Schmerz übermannte sie; schluchzend sank sie auf ihr Lager.

Der Gesandte versuchte, sie zu trösten. Ein wenig im Guten, ein wenig mit Gewalt, ließ er den jungen Moncade aus dem Zimmer führen, den Sack mit dem Geld auf den Tisch stellen und das Zimmer bewachen.

Am anderen Morgen forderte er den Jüngling zu sich. „Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Graf, daß Sie Ihre Geliebte nicht zu treffen versuchen und daß Sie unverzüglich nach Spanien auf die väterlichen Besitzungen reisen! Graf Moncade, ich habe den Auftrag, Ihnen 100 000 Franken Trostgeld zu übergeben. Da sind sie . .“

„Aber ich bin ja gar nicht der Graf Moncade.“

„Ach, machen Sie keine Ausflüchte! Ich habe eine so genaue Personalbeschreibung . . . bis auf dies kleine Muttermal da unter Ihrem rechten Ohre . . . Wagen Sie noch zu leugnen?“

Der junge Mann senkte die Lider, steckte die 100 000 Franken ein und verließ die Gesandtschaft. Der Baron aber war froh, dies Geschäft erledigt zu haben. Er setzte sich an den Schreibtisch und berichtete in langem Briefe an den Grafen Moncade, wie alles gegangen sei . . . „Gemacht!“ schloß er. „Die Sache hat nicht mehr gekostet als einige Tränen und 250 000 Franken, die ich für Dich ausgelegt habe.“

Drei Monate danach kam die Antwort aus Spanien. Graf Moncade schrieb: „Guter, alter Freund, ich danke Dir von Herzen für alles, was Du für mich getan hast und überweise Dir zugleich den Betrag, den Du für meine Rechnung auslegtest. Leider muß ich Dir mitteilen, daß ich gar keinen Sohn habe und daß das Geschlecht mit mir ausstirbt . . .“

Fraendeiner, der über alles gut unterrichtet war, hatte diese einzigartige Komödie erdacht und aufgeführt . . . Ich habe nichts hinzugesetzt, meine Damen!“ beteuerte Cagliostro.

Freilich nicht! Aber er hatte verschwiegen, daß er selbst der Liebhaber in dieser Komödie gewesen war. Und daß er eins seiner Meisterstücke erzählte, mit denen er die Welt verblüffte.

Berlin baut gleislose Straßenbahnen.

In Lichterfelde-Ost finden die ersten Versuchsfahrten einer Straßenbahn ohne Schienen statt. Die Berliner Verkehrsgesellschaft will dieses Verkehrsmittel in zahlreichen Vororten einsetzen, vor allen Dingen auf Strecken, deren Verkehr große Schwankungen aufweist.

Es handelt sich durchaus nicht um eine neue Erfindung. Die Straßenbahn ohne Schienen ist sogar älter als die „Elektrische“. Sie ist in der Zeit um die Jahrhundertwende in vielen Städten eingerichtet worden, konnte sich aber gegen die Konkurrenz der nunmehr aufkommenden elektrischen Straßenbahn nicht durchsetzen. Immerhin gibt es noch in vielen englischen Städten, dann aber auch in Bremen und Hamburg Bahnen dieser Art. Sie bestehen aus einem Autobus mit elektrischem Antrieb, der die nötige Energie

— wie die Straßenbahn — aus einer Oberleitung bezieht. Da er aber nicht auf Metallschienen läuft und der Strom daher nicht durch diese abgeleitet werden kann, benötigt er eine doppelte Leitung und zwei Zuführungen, die so angelegt sind, daß der Wagen auch seitlich der Oberleitung fahren und also wie ein Automobil anderen Fahrzeugen ausweichen kann. Darin liegt der Nachteil dieser Einrichtung. Es war bisher selten möglich, das Problem der Stromzuführung befriedigend zu lösen.

In Berlin hat die AEG zunächst eine Versuchsstrecke angelegt, die Stromleitung ist besonders kräftig gebaut und hängt auf großen Glasisolatoren. Gefahren wird zunächst nur mit einem behelfsmäßigen Versuchswagen, der reichlich primitiv aussieht. Man will aber zunächst erst Erfahrungen sammeln, ehe man an den Bau der eigentlichen Wagen geht.

Die Vorteile der Einrichtung liegen in ihrer großen Wirtschaftlichkeit. Eine elektrische Straßenbahn ist im Betrieb wesentlich billiger als eine Autobuslinie. Aber dieser Vorteil kommt nur dann in Geltung, wenn die Straßenbahnlinie regelmäßig befahren wird. Auf Strecken beispielsweise, die nur an Sonntagen regen Verkehr aufweisen, an Wochentagen hingegen nur schwach benutzt werden, ist auch die Straßenbahn unwirtschaftlich, da sich die großen Kosten ihrer Anlage niemals amortisieren lassen. Die schienenlose Straßenbahn vereinigt also den Vorteil des Autobusverkehrs, der keine Schienen benötigt, mit dem Vorteil der Straßenbahn, die billig im Betrieb ist. In den Städten selbst wird sie sich nicht durchsetzen können, da die Stromzuleitung viel zu kompliziert ist, um im Gewühl einer Verkehrsstraße funktionieren zu können. Auf den Ausfallslinien der Großstädte hofft man sie aber mit Erfolg anwenden zu können, so daß dann namentlich die Bewohner dünn besiedelter Vororte gleichfalls an das Netz der städtischen Verkehrsunternehmungen angeschlossen werden können.

Vorfrühling.

Am Berghang schmilzt der letzte Schnee,
Die Wälder sind voll Duft und Tränen;
Nach schwerer Tage herbem Weh
Steh'n nun sie da im süßen Wähnen.

Ein Schluchzen schauert durch den Wald,
Ein letzt' Erinnern — und verstohlen
Ein tiefes Raunen, und das hallt
Wie ein befreites Atemholen.

Die Winde fluten warm und weich,
Und die geheimsten Tiefen gären;
Das Leben, aller Gnaden reich,
Will sich in Wundern neu gebären.

Die Saat, die durch die Schollen bricht,
Die Flöckchen an zersprung'nen Rinden:
Blüht alles selig auf zum Licht,
Und alles soll sein Ostern finden.

Wilhelm Lennemann.

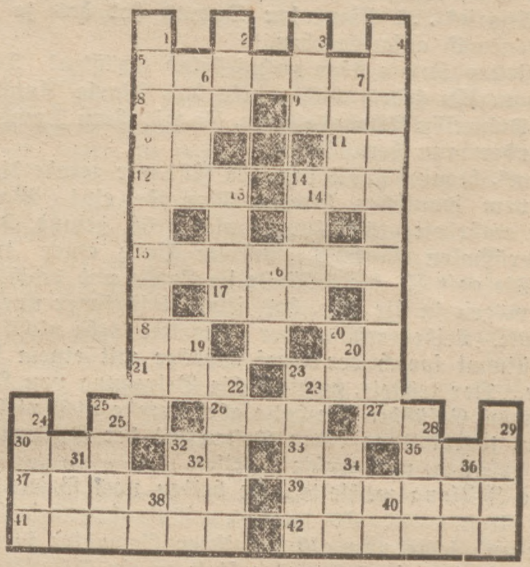


*** Elektrische Vorgänge im menschlichen Auge.** Der amerikanische Forscher Sir Oliver Lodge ist auf Grund seiner Untersuchungen zu der Annahme gelangt, daß das Sehen nicht allein dadurch zustande kommt, daß ein Lichtstrahl die lichtempfindliche Netzhaut des Auges trifft, sondern auch dadurch bedingt wird, daß von der Netzhaut aus Elektronen abgestoßen und hierdurch die Sehnerven gereizt werden. Dieser Nervenreiz durch die Elektronen soll nach den genannten Untersuchungsergebnissen bei der Sehleistung des menschlichen Auges eine weitaus bedeutsamere Rolle spielen als der Einfluß des Lichtes. Bestätigt wurde diese Annahme auch dadurch, daß gewisse elektrische Ströme vom Körper des Menschen nicht empfunden werden, auf die Nerven jedoch einen deutlich fühlbaren Reiz ausüben.

* Wie weit hört man den Lerchentriller? Unter allen Singvögeln sind bekanntlich die Lerchen die ersten Frühaufsteher und Frühsänger, die schnellsten Läufer und gleichzeitig auch die besten Hochflieger, da sie, wie man neuerdings feststellte, mehr als 600 Meter in die Luft hinauffliegen. Auch dann, wenn sie singt, hält sich die Lerche gewöhnlich in einer Höhe auf, die mehrere hundert Meter vom Erdboden entfernt ist. Dennoch ist die Hörweite ihres Trillers verhältnismäßig groß, da sie sich nach den jüngsten Beobachtungen eines Fachmannes auf mehr als 200 Meter im Umkreise erstreckt. Auf diese Entfernung hin ist es jedoch nur bei ruhiger Luft möglich, den Lerchengesang zu hören; bei Wind oder Beeinträchtigung der Luftstille durch Lärm beträgt die Hörweite des Lerchentrillers oft nur mehr 100 Meter oder auch noch weniger.



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 5. Erdteil — 8. Windseite, Schiffsseite. — 9. Unbestimmter Artikel. — 10. französischer Artikel. — 11. Abkürzung für niederdeutsch. — 12. Metallhaltiges Gestein. — 14. Wertpapier, Schicksal. — 15. Niedriges Holzgewächs. — 17 Einkerbung in Metall. — 18. Persönliches Fürwort. — 20. Persönliches Fürwort. — 21. Persönl. Fürwort. — 23. Lebensbund. — 25. Vorsilbe. — 26. Sohn Noahs. — 27. Abkürzung für „in Konzept". — 30. Königlicher Vogel (poetisch). — 32. Abkürzung für „unter einem." — 33. Abkürzung für ad acta. — 35. Abschiedswort. — 37. Süditalienische Küstenstadt. — 39. Versteckter Spott. — 41. Türkischer Herrschertitel. — 42. Häßliche Angewohnheit.

Senkrecht: 1. Heerführer im 30-jährigen Krieg. — 2. Großes Wasser. — 3. Persönliches Fürwort. — 4. Teil von China. — 6. Großes Wasser (Ozean). — 7. Modernes Bildtheater. — 13. Gemütsaufwallung. — 14. Stimmäußerung. — 16. Wasserlandschaft. — 19. Abkürzung für Schilling (englisch). — 20. Abkürzung für eigenhändig. — 22. Deutscher Strom. — 23. Schmelzüberzug. — 24. linker Nebenfluß des Rheins (durch Belgien). — 25. europäisches Grenzgebirge. — 28. Deutscher Philosoph. — 29. Armee. — 31. Bezeichnung von Flüssen in Asien. — 32. Deutsche Filmgesellschaft. — 34. Papageienart. — 36. Bestimmter Artikel. — 38. Abkürzung für Leutnant. — 40. chemisches Zeichen für Osmium

*

Füll-Rätsel.

	E		E	
G				M
D				S
	O		L	

1. Ein Dichter.
2. Ein Gewicht.
3. Ein Tier.
4. Ein Vogel.

Die offenstehenden Felder sind mit Buchstaben auszufüllen, so, daß die wagerechten Reihen Wörter ergeben. Sind diese richtig gefunden, so nennt die mittlere senkrechte Reihe einen bekannten Komponisten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg